



## „Museumsecke“

im Oberstdorfer Magazin, Heft 18, 2003

### **Die Schusterwerkstatt**

Die Bewohner Oberstdorfs lebten früher von der Landwirtschaft. Sie waren keine reichen Bauern mit Stallungen voll Vieh und Pferden. Nein, sie waren Kleinbauern, die nur durch zusätzliche Nebentätigkeiten ihre vielköpfigen Familien ernähren konnten. Holzfäller, Hirten, Zimmerleute, Schreiner, Gerber, Schuster und vieles mehr waren die Bergbauern im Nebenberuf.

Hauptsächlich im Winter, wenn Heu und Feldfrüchte unter Dach waren, konnte diesem Zuerwerb nachgegangen werden. Wenn der Schnee meterhoch lag und klirrende Kälte Arbeiten im Freien einstellte, dann war die Zeit derer gekommen, die in der warmen Stube arbeiteten. Einer davon war der Schuhmacher. Diese Bauernschuhmacher hatten keine eigene Werkstatt. In einer Ecke seiner Wohnstube war der Arbeitsplatz, der vom nahen Kachelofen- oder Lehmofen erwärmt wurde. Der Schemel und der Schustertisch standen auf einer etwa 30 cm hohen Holzbühne. Das hatte verschiedene Gründe: Der Fußboden strahlte Kälte der Erde oder des Kellers aus, so dass es den ganztags sitzenden Schuster immer an den Beinen fror, während an der Stubendecke die Wärme nutzlos war. Durch das Podium kam der Schuster also in eine „wärmer Zone“. Ein weiterer Grund waren die Lichtverhältnisse am Arbeitsplatz. Wohl saß der Sachskollege am Fenster, doch warf ihm das Fensterbrett Schatten auf seine Arbeit. Durch die Höhe des Podests wurde dieser Nachteil ausgeglichen.

Im Oberstdorfer Heimatmuseum im Raum 2, der Stube, ist heute noch so eine alte Schusterecke zu sehen. Unter dem Tisch steht ein Wasserschaff, in dem Leder eingeweicht war, bevor es auf den Leisten gezogen wurde. Auf dem Tisch liegen Hammer, Raspel, Ahlen und Messer. Das Schusterpech zum Durchziehen des Zwirns (Schusterdraht) darf nicht fehlen. Und da steht noch ein kleines Eisengestell auf dem Tusch, an dem zwei Glaskugeln von ca. 15 cm Durchmesser hängen: Die Schusterkugeln. Vor allem zu den Näharbeiten benötigten der Schuster gutes Licht. Die Tage im Winter waren kurz,



so dass die natürliche Beleuchtung nicht ausreichte. Wollte unser Schuhmacher länger arbeiten, musste er eine entsprechende Lichtquelle haben. Kerzen-, Kien- und Rüböllicht reichten nicht aus. Ein findiger Kopf fand die Lösung in der gläsernen Schusterkugel. Diese wurde mit Wasser gefüllt und vor die Lichtquelle gehängt. Gleich einem Brennglas bündelte das Wasser die Lichtstrahlen und konzentrierte sie auf einen Punkt, der dann grell beleuchtet war. Genau an dieser Stelle nähte der Schuster nun seine Schuhe. Was für Schuhe das waren, die auf den Holzleisten unter den geschickten Händen entstanden. Bergschuhe aus derbem Rindsleder, wie sie der Bauer, Holzer, Jäger oder Hirte für seine harte Arbeit benötigte. Die Sohlen der Schuhe waren mit geschmiedeten Nägeln beschlagen, um dem Träger bei seiner Arbeit am Berg festen Stand zu sichern. Im 19. und in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde der Schuhbelag dann fast zur kleinen Wissenschaft. Die Sohlen wurden an Absatz und Spitze mit

Griffeisen (hufeisenförmige Schmiedearbeiten mit Stollen) versehen. Spezialbeschläge wie Triconi-, Silvretta-, Klauen-, Zobelbeschlag und viele andere jeweils in diversen Variationen machten selbst den Kennern die Wahl zur Qual. Anfang der 50er Jahre löste die Profilsohle langsam den Metallbeschlag ab. Für Touren an Grasbergen, zur Arbeit im Bergwald, für Jäger und Hirten ist der Eisenbeschlag heute noch im Gebrauch. Die verschiedensten Beschlagarten, die längst der Vergangenheit angehören, sind in der Schuhmachersammlung des Heimatmuseums in Raum 9 zu sehen.

Eugen Thomma